

# Die Sängerin des schwarzen Kontinents

Sie war Afrikas schönste Stimme: Miriam Makeba, die der Apartheid den Rücken gekehrt und dann dagegen gekämpft hat, starb bei ihrem Konzert in Italien.

VON WOLFGANG DRECHSLER

Als Miriam Makeba im Juni 1990 nach 30 langen und teils einsamen Jahren im Exil in ihre südafrikanische Heimat zurückkehrte, warteten Hunderte von Anhängern in der Kälte des Südwinters, um die als „Kaiserin des afrikanischen Gesangs“ verehrte Musikerin bei ihrem ersten Konzert auf heimischem Boden zu feiern. Doch die Fans warteten vergeblich. Makeba sang keinen einzigen Song.

Dass ihre kraftvolle Stimme stumm blieb, lag ironischerweise nicht etwa an dem damals noch am Kap regierenden Apartheidsystem, das ihr zuvor drei Jahr-

zehnte lang die Rückkehr dorthin verwehrt hatte. Verantwortlich war stattdessen ausgerechnet eine dem Afrikanischen Nationalkongress nahestehende Musikerallianz, die sich im Zuge der Überwachung des Kulturboykotts plötzlich zum Hohepriester darüber aufgeschwungen hatte, wer am Kap singen und damit den damals noch herrschenden Boykott des Landes brechen durfte. Auf diese Weise wurde Makeba der ersehnte erste Auftritt in der Heimat verwehrt. Wieder einmal hatte die Politik Afrikas berühmteste Sängerin eingeholt.



Umschwärmt schon vor 40 Jahren: Miriam Makeba 1967 im legendären Pariser „Olympia“.

Kämpferisch war Makeba aber schon zuvor – für sich und für die Menschen ihres Kontinents. Berühmt wurde die singende Politikerin, wie manche sie nannten, als Kämpferin gegen das Apartheidsystem. Stets wurde sie deshalb auch als politische Symbolfigur wahrgenommen. 1963 forderte sie in einer wütenden Rede vor den Vereinten Nationen den totalen Boykott der weißen Minderheitsregierung. Für viele schwarze Frauen wurde sie in diesen Jahren zum Vorbild und zu einer Quelle der Inspiration.

Tiefes Heimweh hat Makebas Musik, ihr Leben, aber auch ihre Beziehung zu Afrika geprägt – und steht zugleich für ihr hartes Schicksal. Denn hinter ihrer scheinbar märchenhaften Erfolgsgeschichte verbirgt sich ein Leben voller

Unglück, Krankheit und oft unerfüllter Liebe. Zwar fehlte die Sonderbotschafterin ihrer zeitweiligen Wahlheimat Guinea bei fast keiner afrikanischen Unabhängigkeitsfeier und hatte Pässe von acht afrikanischen Ländern. Doch privat erlitt sie viele Schicksalsschläge: Ihre einzige Tochter beging Selbstmord, vier ihrer fünf Ehen scheiterten. 1968 fiel sie zudem in den USA in Ungnade, als sie dort den vom FBI wegen seiner Brandreden gesuchten Black-Power-Führer Stokely Carmichael heiratete. Gemeinsam flohen beide und zogen ins westafrikanische Guinea, wo Präsident Sekou Torre das illustre Paar mit offenen Armen empfing.

Dass Makeba, die in der Öffentlichkeit stets für Bürgerrechte und Demokratie eintrat, sich niemals kritisch über den brutalen Linksdiktator äußerte, hat man ihr ebenso vorgeworfen wie zuletzt ihre Verteidigung von Robert Mugabe, den simbabwischen Despoten. Die politische Entwicklung in Südafrika beurteilte sie trotz der hohen Gewalttate im Land und der wachsenden Korruption insgesamt als positiv, wenn sie auch selber nicht von einer echten Demokratie sprechen wollte. Nie ging es ihr nur um Musik, sondern stets auch um Politik. Kein Wunder, dass ihr US-Comeback als Sängerin mit einem politischen Ereignis verbunden war: Im Herbst 1974 trat Makeba beim legendären Boxkampf zwischen George Foreman und Muhammad Ali in Kinshasa auf. „The rumble in the jungle“, als Sternstunde der Black-Power-Bewegung gefeiert, brachte unter anderem Neuaufnahmen ihres Erfolgssongs „Pata Pata“ mit sich.

Immer wieder hat Makeba ihre Stimme mit dem heiseren Timbre auch in späteren Jahren gegen Unrecht und Rassentrennung erhoben – in Südafrika, aber zunehmend auch auf dem übrigen afrikanischen Kontinent. Nach eigenem Bekunden wünschte sie sich nichts mehr, als dass „ihr Kontinent“ zu einer wirklichen Einheit fände. „Seit Jahrzehnten singe ich für die Vereinigung Afrikas, aber keiner hört auf mich“, beklagte sich die zuletzt nur noch als „Mama Africa“ bekannte Sängerin vor wenigen Jahren.

Auf dem eigenen Kontinent wurde sie deshalb weithin verehrt. In Anrufen bei Radiostationen würdigte viele Schwarze gestern genau dieses Vermächtnis – und forderten die Afrikanische Union auf, zum Zeichen der Wertschätzung und Trauer an ihrem Stammsitz im äthiopischen Addis Abeba Makeba zu Ehren alle afrikanischen Flaggen auf halbmast zu setzen.



Der letzte Auftritt: Miriam Makeba im süditalienischen Castel Volturno – kurz vor ihrem Tod.

afp

## „Mama Africa“ stand an der Wiege der Weltmusik

VON KARIN VERA SCHMIDT

Südafrika, das war immer erst Nelson Mandela und dann schon gleich Miriam Makeba. 1932 in Johannesburg geboren, wurde sie 1967 mit dem Song „Pata, Pata“ weltberühmt. Da war die Sängerin und Anti-Apartheid-Aktivistin wegen ihres Auftritts in dem Film „Come back, Africa“ bereits ausgebürgert und lebte in den USA. Erst 1991 kehrte sie auf Bitten Nelson Mandelas aus dem Exil in Guinea zurück in die Heimat. 2006 spielte sie während des Würzburger Afrika-Festivals das letzte Mal in Deutschland und verabschiedete sich von der Bühne. Am vergangenen Sonntag war sie dennoch bei einem Abend für den von der Mafia bedrohten Schriftsteller Robert Saviano im süditalienischen Castel Volturno aufgetreten. Die 76-Jährige erlitt während der Vorstellung einen Herzinfarkt und starb Stunden später im Krankenhaus.

„Pata, Pata“, das war viel mehr als nur ein etwas anderer Hit, in dem Miriam Makeba von dem in Johannesburg

damals besonders beliebten gleichnamigen Straßentanz schwärmt. Der schwungvolle Song, mit dem die junge Makeba zunächst in Frankreich und bald in ganz Europa bekannt wurde, war eine Art afrikanische Musik für Anfänger, ein Aushängeschild für einen ganzen Kontinent. Ein fröhlich tanzbarer Gruß vom Kap der Guten Hoffnung. Wenn auch mit „Soweto Blues“, „The Click Song“ und „Wimoweh“ weitere Hits dazukamen, blieb „Pata, Pata“ stets ihre Erkennungsmelodie. 21 Soloalben hat die Frau mit der charismatischen Stimme und dem mitreißenden Lachen aufgenommen. In Südafrika indes waren ihre Aufnahmen bis 1988 verboten.

Zwar ist das Genre Weltmusik erst später in Mode gekommen, doch Miriam Makeba hat schon früh viel dafür getan. Von afrikanischer Musik wusste man in den sechziger Jahren in Europa noch wenig. Folkmusik hieß das damals. Doch Miriam Makeba hat sich auch viel

im Jazz und in europäischer Volksmusik umgetan. In ihrer Musik nahm sie schon vor Jahrzehnten verschiedene Stilrichtungen auf. „Cross-over“ nennt man das heute.

Miriam Zenzi Makeba war ein typisches „Mischlingskind“ im multiethnischen Südafrika: Ihre Mutter kam aus dem Swazi-Sangoma-Stamm, ihr Vater ein Xhosa. Schon wenige Tage nach ihrer Geburt wurde sie mit südafrikanischer Wirklichkeit konfrontiert: Sie verbrachte sechs Monate mit ihrer Mutter im Gefängnis, weil diese selbst gebräutes Bier verkauft hatte, um das kümmerliche Familieneinkommen aufzubessern. Das aber war während der Apartheid verboten. Die traditionell afrikanischen Melodien und Rhythmen lernte Miriam Makeba später in der Familie, Jazz und Blues aus dem Radio kennen. Nach der Heirat und Scheidung von ihrem ersten Mann brachte sie sich und ihre Tochter als Sängerin für Familienfeiern durch.

Bald sang die Frau, die „Mama Africa“ werden sollte, bei den Gruppen „Cuban Brothers“ und „Manhattan Brothers“. Später gründete sie das Frauentrio „The Skylarks“. In den fünfziger Jahren wurde Harry Belafonte ihr Mentor, den sie liebevoll Big Brother nannte. Nachdem Makeba 1962 während der Feier zum 45. Geburtstag von John F. Kennedy gesungen hatte, wo auch Marilyn Monroe auftrat, begann ihre Kooperation mit bereits berühmten Musikern. Außer mit Belafonte sang sie mit James Brown, dem Bluesstar Riley Ben King, bekannt als B. B. King (B. B. steht für Blues Boy), Dizzy Gillespie, Nina Simone, The Spinners, The Crusaders und später mit Paul Simon.

Auch wenn Makebas offizieller Abschied von der Bühne bereits anderthalb Jahre zurückliegt: Sie ist doch noch einmal auf die Bühne zurückgekehrt – wieder als Botschafterin für Gerechtigkeit. Das ist stimmig. Eine wie sie, die ihr Leben lang auf der Bühne für die Politik gelebt und gesungen hat, ist nun auch dort gestorben.

### Makeba prägte ein „Cross-over“ der Kulturen

„Schwarz-Gelb auf Bundesebene aufhalten“ – der langsame Abschied der SPD von der Absage an Rot-Rot

## „Münze“ stützt den Kurs der Hessen-SPD

VON REINHARD URSCHEL

Berlin. Vergleiche aus der Welt des Fußballs eignen sich gut für Politiker, weil die Fettnäpfchengefahr dabei überschaubar ist und vor allem, weil sie von den meisten Menschen verstanden werden. Ein volksnaher Mann wie Franz Müntefering weiß das natürlich, weshalb er das Geschehen auf dem Platz häufig und gern einbezieht in seine Art, Politik zu erklären. Das, was jetzt in Hessen passiert sei, sagte er also dem „Spiegel“, das sei zwar eine missliche Sache für seinen Verein SPD, aber mit Blick auf die Bundestagswahl noch nicht so tragisch. Es sei so, als sei eine Mannschaft gleich zu Spielbeginn in Rückstand geraten, genügend Zeit zum Ausgleich gebe es also.

Am Sonntag, als der „Spiegel“ schon gedruckt war, passierte „auf Schalke“ genau das. Die Königsblauen gerieten rasch in Rückstand gegen die Bayern und glichen umgehend aus. Diese „Es-geht-doch“-Stimmung, die jeder Kicker in einem solchen Moment in sich spürt, würde der Fußball-Welt-Erklärer Müntefering gerne in der SPD erzeugen. Also hat der Bundesvorsitzende der SPD am Montag in Berlin in den Gremiensitzungen der Partei und danach noch einmal öffentlich dem wenig bekannten Spitzenkandidaten der hessischen SPD den Rücken, die Beine, den Kopf und sonst was gestärkt. Thorsten Schäfer-Gümbel, der sich nach seinem überraschenden Auftauchen in Hessen in Berlin vorstellen musste, zeigte sich darüber erfreut.

„Das Wort mit Ypsilon“, wie es in der Bundes-SPD schon vor dem endgültigen Debakel der Hessen-SPD vergangene Woche hieß, nahm von den Spitzenfunktionären niemand ungefragt in den Mund, obwohl man in diesen Kreisen mindestens so argwöhnisch beobachtet wie bei der Union, dass die zweimal ge-scheiterte SPD-Landeschefin Andrea

Ypsilanti Partei- und Fraktionsvorsitzende bleiben wird.

Müntefering kleidete seinen Kommentar zu diesem Umstand in die Worte, die hessische SPD solle bitteschön „hinreichend selbstkritisch“ sein, aber auch nach vorne blicken. Man habe „untereinander eine Menge aufzuarbeiten“, sollte dies aber auch nicht übertreiben. „Es war ein Fehler, damals zu sagen, dass es eine Zusammenarbeit mit der Linken nicht geben kann nach einer Wahl“, sagte Müntefering.

„Wir haben aus diesem Fehler gelernt“, räumte Schäfer-Gümbel in seiner Antwort auf den Parteivorsitzenden ein. Als Konsequenz will die Hessen-SPD keine Bündniskonstellation mehr abschließen. Durch seine Nominierung zum Spitzenkandidaten, führte der 39-jährige Politikwissenschaftler Schäfer-Gümbel aus, sei nicht nur ein Generationswechsel eingeleitet worden, „sondern auch das Einräumen der Fehler“.

Wie es sich für einen erfahrenen Teamchef ziemt, verließ Müntefering so rasch wie möglich die Defensive, das heißt, er versuchte die eigenen Schwächen durch den Verweis auf die Schwächen des Gegners zu überspielen. Er erwartet von der Neuwahl in Hessen kein Signal für einen Sieg von Union und FDP bei der Bundestagswahl acht Monate später, sagte er: „Ich bin sicher, dass wir Schwarz-Gelb auf der Bundesebene aufhalten können und aufhalten werden.“ Müntefering begründete seine Zuversicht damit, dass „die Zeit des Marktradikalismus“ am Ende ist und gerade grandios scheitert.“ Die sozialdemokratische Antwort darauf bestehe aus Eigenverantwortung, aber auch aus sozialstaatlichem Handeln.

Der SPD-Chef attackierte Hessens Ministerpräsidenten Roland Koch, der die CDU erneut in die Landtagswahl am 18. Januar führen wird. Koch werde eine



„Es war ein Fehler, damals zu sagen, dass es eine Zusammenarbeit mit der Linken nicht geben kann“: Franz Müntefering und Thorsten Schäfer-Gümbel am Montag im Willy-Brandt-Haus.

Reizfigur im Wahlkampf bleiben. „Man hat ihn in der Geschichte schon einige Male erlebt mit mehr oder weniger Kreide im Mund“, sagte Müntefering. „Im Moment hat er die Backen dick voll davon.“ Im Wahlkampf vor einem Jahr hatte Koch mit Forderungen nach schärferen Strafen gegen Jugendkriminalität polarisiert.

Aus Berlin hat die hessische SPD keinerlei Bevormundungen zu erwarten, insbesondere was mögliche Koalitionen nach der Wahl angeht. Es gilt weiterhin

die Doktrin des zurückgetretenen Parteivorsitzenden Kurt Beck: „Die Länder machen ihr.“ Beck's Nachfolger versprach Schäfer-Gümbel in die Hand, die Bundespartei werde die Genossen in Hessen nach Kräften unterstützen. Einen Vergleich aus der Welt des Fußballs hat Müntefering am Montag dann aber nicht mehr bemüht. Vielleicht deshalb, weil Schalke 04 sich nach frühem Rückstand zwar vorbildlich wieder ins Spiel zurückgekämpft hat und den Ausgleich erzielte, am Ende aber doch verlor.

## SPD in Hessen rutscht ab

Seine Vorgängerin Andrea Ypsilanti hatte eine rot-rote Zusammenarbeit vor der Landtagswahl ausgeschlossen – und dann anschließend genau diesen Weg versucht. Ihr Nachfolger als SPD-Spitzenkandidat, Thorsten Schäfer-Gümbel, geht den anderen Weg: Er schließt vor der Wahl gar nichts mehr aus, also auch nicht eine Koalition unter Beteiligung der Linkspartei. Vermutlich Mitte Januar dürfte in Hessen ein neuer Landtag gewählt werden. Weil sich eine breite Mehrheit zur Selbstauflösung des Parlaments ab-

zeichnet, ist dieser Termin wahrscheinlich. Aber nach derzeitigen Umfragen dürfte es Schäfer-Gümbel schwer haben, die im Wahlkampf eröffnete rote rote Option tatsächlich zu nutzen. Nach aktuellen Umfragen ist die SPD abgeschlagen bei 27 Prozent, die Grünen haben zwölf, und die Linkspartei hat fünf Prozent. Eine klare Mehrheit für Schwarz-Gelb (CDU mit 41, FDP mit elf Prozent) ist nach derzeitigen Prognosen die wahrscheinliche Variante. Für Rot-Rot in Hessen steht es deshalb momentan nicht gut. kw

## Maas ist nach allen Seiten offen

Noch sehen die Umfragen ein dreiviertel Jahr vor der saarländischen Landtagswahl (30. August 2009) die SPD mit 25 Prozent vor der Linkspartei mit 23 Prozent. Aber der Linkspartei-Spitzenkandidat Oskar Lafontaine ist dort populär, während der SPD-Spitzenkandidat Heiko Maas wie sein politischer Ziehsohn wirkt. Wie es um Rot-Rot im Saarland steht, ist ungewiss. Maas hat einerseits zwar erklärt, Lafontaine nicht zum Ministerpräsidenten wählen zu wollen. Andererseits schließt er Rot-Rot nicht aus. Da die

bislang alleinregierende CDU derzeit bei 38 Prozent gehandelt wird, ist der Wahlausgang spannend. Wenn die SPD vor der Linkspartei liegt, ist Rot-Rot wahrscheinlich. Wenn Lafontaines Partei mehr Mandate hat als die SPD, könnte das Ministerpräsidentenam an die Linke fallen – vielleicht mit jemand anderem als Lafontaine. Aber auch ein CDU-SPD-Bündnis wäre dann denkbar. Dass die Linke in einer großen Geste einer schwächeren SPD das Amt des Regierungschefs überlässt, ist indes unwahrscheinlich. kw

## Der erste rote Regierungschef?

Der Thüringer SPD-Spitzenkandidat Christoph Matschie ist vor der Landtagswahl am 30. August 2009 in seinen Optionen weniger frei als seine Kollegen in Hessen und im Saarland. Als sich Matschie vor acht Monaten in einer parteiinternen Machtprobe gegen seinen Widersacher Richard Dewes durchsetzte, war damit eine Richtungsansage verbunden: Ein rot-rotes Bündnis könne es nur geben, wenn die SPD stärker ist als die Linkspartei. Ein solcher Wahlausgang ist unwahrscheinlich, denn in Umfragen steht die bisher alleinregierende CDU bei 37, die

Linkspartei bei 32 und die SPD bei nur 15 Prozent. Matschie hat eine rot-rote Kooperation nicht ausgeschlossen, und mit Spannung wird erwartet, ob er von seinem Dogma, die SPD müsse dann vor der Linken liegen, abrücken wird. Umgekehrt hat der Spitzenkandidat der Linken, der gebürtige Niedersachsen Bodo Ramelow, zeitweise angedeutet, seine Partei könne auch zugunsten der SPD auf den Posten des Ministerpräsidenten verzichten. In späteren Aussagen klang Ramelow wieder anders. Die rote rote Option ist damit in diesem Bundesland recht verwischt. kw